Reise nach Nord-Amerika

mit der

Schweizer-Mission

Von J. H. Hoepli

Buchdruckerei J. Wehrli, Eschlikon - 1920

917.3
H67r

Eine Reise nach Nord-Amerika

mit der Schweizer-Mission

Von **J. H. Hoepli.**

Um ein vollkommenes Bild dieser interessanten Reise geben zu können, ist es notwendig, daß mit wenig Worten der Zweck und die vorgetroffenen Vorbereitungen erwähnt werden:

Die erste Anregung zu der ‚Studienreise nach den Vereinigten Staaten" ging von Herrn Rooschütz in Bern aus. Mit richtigem Weitblick sagte er sich, daß jetzt, nach Beendigung des Weltkrieges speziell von der schweizerischen Handelswelt alles getan werden sollte, um die während dem Kriege zerstörten oder wenigstens eingeschlafenen Handelsbeziehungen neu zu beleben. In seiner Idee wurde der Berner Großkaufmann unterstützt von einer Anzahl guter Freunde, die gleichfalls fanden, daß etwas geschehen müsse, wenn die Schweiz ihre früher eingenommene Stellung im Handel mit dem Auslande, vor allem mit den Staaten Nord-Amerikas nicht verlieren wolle. So wurde denn im Frühjahr 1919 in Bern ein Komitee gebildet und Herr Rooschütz zum Vorsitzenden gewählt.

Auf den ersten Aufruf im Mai meldeten sich bereits einige hundert Mann, die die Reise nach Amerika mitmachen wollten. Mit Feuereifer wurde jetzt weiter gearbeitet, um die einmal gefaßte Idee zu verwirklichen. Allerdings sind dabei auch einige Fehler und Unterlassungen vorgekommen, die leicht das ganze Unterneh-

p 46129

men hätten gefährden können. Dazu kam noch, daß di scheinbar gesunde, kräftige Eiche einem Hirnschlag plötz lich zum Opfer fiel, wodurch das Schiff führerlos wurde In die entstandene Lücke trat Herr Regierungsrat Dr Tschumi, ein Mann von seltener Energie und Tatkraft der schon vorher für die Sache gewirkt hatte, und diesen war es zu danken, daß die Sache weiter marschierte Sein Eifer und seine Aufopferung in dieser Sache i ihm umso höher anzurechnen, als es ihm nicht vergönnt war, selber an der ersten Reise teilzunehmen. Anfang Juni hatten sich für die Reise über 700 Teilnehmer an gemeldet; es war vorgesehen, die gesamte Teilnehmerzah in folgende 14 Gruppen einzuteilen:

Gruppe 1: Behörden und öffentliche Verwaltungen.
„ 2: Kunst, Museen, gewerbl. Bildungswesen und Bibliotheken.
„ 3: Wissenschaften, Universitäten und Gerichtswesen.
„ 4: Medizinwesen, Spitäler, öffentliche Hygiene Sanatorien usw.
„ 5: Banken und Börsen.
„ 6: Handel, Export und Import.
„ 7: Allgemeine Industrie und Gewerbeorganisation.
„ 8: Textilindustrie.
„ 9: Allgemeiner Maschinenbau mit 7 Untergruppen.
„ 10: Elektrische Maschinen und Kraftanlagen mit Uebertragungen.
„ 11: Hochbauwesen, Geschäftshäuser, Fabrikbau Arbeiter-Kolonien.
„ 12: Landwirtschaft und Forstwesen.
„ 13: Hotelerie, Verkehr und Verkehrsvereine.
„ 14: Presse und Informationswesen.

Erst, nachdem die Einteilung vollzogen und alle Gruppen sich konstituiert hatten, bemerkten speziell die Gruppenführer, vor welch' schwerer Arbeit sie standen und auf wa für eine Aufgabe sie sich gefaßt machen mußten. Ein Zeitungsnotiz im „Journal de Geneve", worin sich de

Präsident des Swiß-Club von New York recht abfällig über das Unternehmen äußerte, war nicht dazu angetan, dasselbe zu fördern und so warf dann der Vorsitzende, Herr Dr. Tschumi, in der Versammlung vom 2. Juli die Frage auf, ob es nicht opportun wäre, die Reise auf das Jahr 1920 zu verschieben. Die Meinungen waren geteilt: Ein Teil der Anwesenden wollte von einer Verschiebung nichts wissen, während verschiedene Interessenten erst im nächsten Jahre zu reisen wünschten. So kam dann ein Vermittlungsvorschlag zur Geltung und auf Anregung des Herrn Minister Dr. Sulzer, des schweizer. Gesandten in Washington, wurde beschlossen, die Reise in verschiedenen Abteilungen durchzuführen. Man entschied sich für drei Gruppen, wovon für die erste der 27. August 1919 vorgesehen war, während die zweite Gruppe im Frühjahr 1920 und die dritte voraussichtlich im Herbst 1920 reisen sollte. Für die Reise dieses Jahres waren hauptsächlich Teilnehmer aus Handels- und Industriekreisen vorgemerkt, allerdings sollten auch Herren anderer Berufe sich daran beteiligen können. Nachdem dieser definitive Beschluß gefaßt war, hieß es für die Geschäftsstelle sich sputen, und ohne die große Aufopferung des Vorsitzenden, Herrn Dr. Tschumi, wäre das Werk wohl kaum so gut gelungen.

Es ist vor und während der Reise viel kritisiert und geschimpft worden, aber besser gemacht hätten es die Kritiker auch nicht. Vor allem war das Abkommen mit der Firma Cooks & Sons eine sehr gute Idee; wahrlich ohne jene Leute wäre besonders für die nicht englisch sprechenden die Sache oftmals etwas schief herausgekommen. Daß es keine Kleinigkeit war, den 220 Personen auf Bahn, Schiff und Hôtel Unterkunft zu verschaffen, das muß jeder einsehen, der im Reisen kein Neuling ist. Auch sind unsere lieben Landsleute nicht so geduldige Schäflein wie die Amerikaner. Wenn diese auf der Bahn, vor einem Schalter oder im Hotel vor der Portier-Loge sich postieren, so wartet jeder geduldig und zwar einer hinter dem anderen, ohne sich vorzudrängen oder seinen Platz zu ändern, bis die Reihe an ihn kommt und er sein Billet oder seinen Zimmerschlüssel in Empfang nehmen

kann; ein Vordrängen vor den anderen gibt es bei ihnen nicht. Es ist der rassigen Energie des Herrn Oberst Spychiger nach und nach gelungen, auch in unseren Reihen diesbezüglich etwas Ordnung zu schaffen, aber so ganz am Schnürchen ging die Sache doch nie.

Unsere Abreise fand programmgemäß am 27. August, morgens 9 Uhr ab Bern statt. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, wurde jedem Mitreisenden ein blauer Zettel mit nachfolgenden zehn Geboten in die Hand gedrückt:

Leitsätze für die Teilnehmer an der Studienreise nach Amerika:

1. Die Amerikaner lieben die Schweiz, weil sie die älteste demokratische Republik ist. Gebe sich darum jeder als Schweizer und nicht anders.

2. Sprecht nicht oder doch möglichst wenig über den Krieg, weil man dadurch leicht eine andere Auffassung verletzen könnte, als der eine oder andere Teilnehmer sie hat. Mischt Euch nicht in die Sympathien oder Antipathien anderer Völker ein. Wir wollen mit allen Ländern auf gutem Fuße stehen.

3. Drängt schweizerische Anschauungen nicht auf. Beobachtet vielmehr, denn wir fahren über den Ozean, um zu lernen.

4. Der Amerikaner ist nüchtern und denkt nüchtern. Halte man darum die Zunge im Zaume! Man bereut nie, etwas nicht gesagt zu haben, bereut aber oft, etwas gesagt zu haben, was man nicht hätte sagen sollen.

5. Bedenkt, daß man in Amerika immer von Reportern umgeben ist. Was ein Schweizer auf dieser Studienreise sagt, erhält Bedeutung. Seid darum zurückhaltend! Die Presse ist in Amerika eine ungeheure Macht. Eine einzige unbesonnene Aeußerung könnte Schaden anrichten.

6. Hütet Euch vor dem Trinken! Der Amerikaner hat für das Pokulieren kein Verständnis.

7. Urteilt nicht über amerikanische Verhältnisse, die Ihr noch nicht kennt! Der Amerikaner liebt sein Land. Ein ungerechtfertigtes Urteil oder ein absprechendes würde ihn schwer verletzen.

8. Der Amerikaner schätzt den Besitz. Diese Eigenschaft hat das Land ungeheuer emporgebracht. Aber er kann auch Opfer bringen für eine Idee. Respektiert seine Gefühle, seine politischen und religiösen Anschauungen, auch wenn sie sich nicht überall mit den schweizerischen decken sollten.

9. Den einfachen und bescheidenen Schweizer liebt man überall. Einfachheit und Bescheidenheit können ohne jede Einbuße an wahrer Manneswürde beobachtet werden.

10. Ihr seid berufen, unserem kleinen, lieben Heimatlande in der großen, emporstrebenden Schwesterrepublik Freunde zu werben. Eine schwierige, aber schöne Aufgabe. Löst sie in echt schweizerischem Sinn und Geist.

Glückauf zur Fahrt!

Der Präsident: Dr. Tschumi.

Zwei Herren der Kommission hatten ihre Reise einige Wochen vorher angetreten, um das definitive Reiseprogramm in Amerika aufzustellen, die übrigen nötigen Vorbereitungen zu treffen und auch mit den dortigen Fabriken und Werken zu verhandeln, betr. Besuche usw. Wir waren nun total 222 Teilnehmer, etwa 60 aus Gruppe Handel, gegen 80 der Industrie-Gruppe angehörend, der Rest ohne eigentlich sich streng an eine Gruppe haltend.

Himmel, war das Reisen von 32 Jahren, meiner damaligen ersten Ozeanfahrt, im Verhältnis zu heute leichter und gemütlicher: Nicht einmal ein Heimatschein war zu jener Zeit notwendig, mit genügend Geld in der Tasche, konnte man die Reise ohne Anstand um die ganze Welt machen; auch die Zollrevisionen gingen leicht und oberflächlich von statten — und heute, nachdem der Weltkrieg längst vorbei ist, hat für's erste jeder dafür zu sorgen, daß sein Paß richtig ausgestellt und mit den nötigen Visa versehen ist. Jetzt, nach Schluß der Reise weist mein Paßport sage und schreibe 32 Stempel auf. Für's andere

muß man Obacht geben, wie viel und wasfür Geld man über die französische Grenze auf sich trägt. Weder Gold noch Silber darf das Portefeuille bergen, sonst riskiert man, daß es einem abgenommen wird und man für 20 echte Schweizerfünfliber höchstens eine französische Hunderter-Note bekommt, sofern die strengen Herren nicht ausfinden, daß man bereits über tausend Franken in Noten besitzt, in welchem Falle man sogar mit einer Konfiszierung rechnen müßte. Auf der Heimreise in Pontarlier (wir waren nur noch 6 Mann der Swiß Mission beisammen, weil der Großteil einige Tage länger in London blieb), mußte ich meine aus Amerika mitgebrachten zwei Zwanziger-Dollars-Goldstücke, die ich im Auftrage eines Amerikaners einem Verwandten in der Schweiz übergeben sollte, trotz Protest auswechseln; — der saubere Beamte wollte mir anfänglich nur Fr. 200.— dafür in französischen Banknoten geben; nach ganz energischer Zwiesprache erhielt ich schließlich Fr. 280.— anstatt nach richtiger Kursberechnung Fr. 336.—. Noch schlimmer erging es einem anderen Schweizerkollegen, der für seine fünf zwanziger Goldfüchse in guter Schweizerwährung mit einer französischen Staatsnote Vorlieb nehmen mußte, die zu jener Zeit einen Wert von höchstens Fr. 60.— hatte.

Die dritte, zur Zeit recht unangenehme Inkonvenienz, ist die Zollrevision. Früher kam man mit dem großen Gepäck nach New York, wenn die Reise direkt gemacht wurde, mit höchstens zwei Revisionen; heute kann man froh sein, wenn es mit deren vier abgeht. Nun ist allerdings zu sagen, daß, so lange die Gesellschaft beisammen war, von einer Zollchikane nichts zu verspüren war, da man überall glimpflich durchkam, nur den später Alleinreisenden hat man scheints manchmal etwas zu genau unter die Nägel geguckt.

Wir sind also am 27. August, abends 9 Uhr, mit unserem Spezialzuge in Paris glücklich im Gare de Lyon gelandet, haben die Weisung Cooks und die der französischen Behörden: nicht aus dem Bahnhof zu gehen, getreulich befolgt und sind dann um 10 Uhr furcht-

bar langsam nach dem Gare de Lazare geschleppt worden, aber immer noch in unserem Schweizer-Spezialzuge, der uns auch bis Boulogne brachte, wo wir am anderen Morgen gegen halb 8 Uhr, nach ziemlich schlafloser Nacht, da wir keine Schlafcoupee hatten, ankamen. Die Reise Bern-Paris-Boulogne ist keineswegs uninteressant; immerhin weiß ich heute nicht, ob sich die Gegend seit meinen letzten Reisen vor dreißig Jahren durch diesen Teil Frankreichs stark verändert hat, da ich von zwei mitfahrenden Freunden, denen ich Unterricht im „Schlager-Jaß" geben sollte, so in Anspruch genommen wurde, daß ich von der Außenwelt wenig sah. Ich habe meine Aufgabe gründlich gelöst: Die Beiden waren wirklich recht gelehrig und haben in der Folge, speziell auf der späteren Dampfer-Retourfahrt, dafür gesorgt, daß mir die französischen Zöllner bei der Rückfahrt keine Schweizerfranken abnehmen konnten!

Zum Unterschied von den Häfen von New York, Havre, Montreal usw., muß man in Boulogne, um auf den Meerdampfer zu gelangen, vorerst vom Hafenplatz aus mit einem kleinen Dampfer eine halbe Stunde weit ins Meer hinaus fahren. Da nun an jenem Morgen etwas hoher Seegang war, soll bereits einer der Mission mit der Seekrankheit Bekanntschaft gemacht haben. Gesehen habe ich es nicht, weil ich sofort nach Ankunft in Boulogne mit dem kleinen Hafendampfer zur „Rotterdam" hinausfuhr, um mit meinem am Tage zuvor angekommenen Sohn zusammenzutreffen, während die anderen vor ihrer Einschiffung auf dem Lande noch frühstückten. Ich hatte es nicht zu bereuen, daß ich mich sofort auf die „Rotterdam" begab, denn dorten traf ich neben meinem Sohn einen fünfundsiebzig Jahre alten Onkel, aus Lyon kommend, der sich unserer Gesellschaft als gut gebliebener Schweizer, trotzdem er über fünfzig Jahre im Ausland weilt, anschließen wollte. Auch ich ließ mir sofort nach Ankunft auf dem herrlichen Dampfer ein gutes Frühstück servieren, und da es noch volle drei Stunden dauerte, bis meine lieben Schweizer ankamen, sah ich meine achttägige Wohnung und die übrigen Räume des Dampfers an; ich versuche hievon eine kurze Beschreibung zu geben:

Die „Rotterdam" wurde vor ca. zehn Jahren erbaut; sie gehört zu den schönsten und großten Dampfern der Holland-Amerika-Linie, mit 24,500 Tonnen; ihre Länge ist ca. 200 Meter und die Breite 20 Meter. Im Gegensatz zu ihren Schwesterschiffen ist sie fast ausschließlich für Kabinenpassagiere eingerichtet; sie bietet bequeme Unterkunft für tausend Kajütenfahrer; für die Bedienung des ganzen Dampfers braucht es gegen 500 Mann. Die Kabinen erster Klasse, größtenteils für zwei bis drei Personen eingerichtet, sind zum Teil etwas klein, aber bequem, ziemlich verschieden je nach Lage und Preis. Die Aufenthaltsräume sind schöner und geräumiger als in manchen feinen Hotels: Oben auf dem Sundeck der sog. Palmengarten, mit flotter Bibliothek, bequemen Fauteuilles und feinen asiatischen Teppichen, in dem sich hauptsächlich ältere Damen und solche Herren aufhalten, die dem Gewühle der Welt etwas aus dem Wege gehen und ein stilles Plätzchen für sich haben wollen; ebenso ruhig und hochfein ausgestattet, ist der Damensalon, zu dem auch nicht rauchende, sich ruhig verhaltende Herren Zutritt haben. Für den Aufenthalt der Herren ist ebenfalls reichlich gesorgt, einmal durch die beiden großen Restaurationsräume und zwei prachtvolle Rauchkabinen. Am meisten Platz nimmt der mächtige Speisesaal ein, der wohl 500 Personen faßt. Während den Hauptmahlzeiten am Mittag und Abend, läßt ein gutes Orchester seine Weisen ertönen. Es ließe sich hier noch vieles über unseren Meerkoloß erzählen, doch ich bin ja erst am Anfang meiner Reise, und dann wird eben die Ankunft der Swiß Mission signalisiert, denen ich vom Deck aus ein Willkomm zuwinken möchte.

Statt, wie vorgesehen, um 9 Uhr vormittags, lichtete die „Rotterdam" ihre Anker erst um 1 Uhr mittags, zur selben Zeit, als das Signal zum Mittagessen für die 2. Serie ertönte und wir unser erstes Mittagessen einzunehmen begonnen hatten, das aus Suppe, Fisch, zwei Fleisch, verschiedenen Gemüsen, Pudding, Cakes, Früchten, Käse und schließlich noch Kaffee bestand, eine gute Vorfütterung für die auf ihren Tribut wartenden Fische!

Die Fahrt von Boulogne bis Plymouth, dem einzigen englischen Hafen, in dem die „Rotterdam" anhielt, um die englischen Passagiere für Amerika aufzunehmen, dauerte 15 Stunden. Wir kamen morgens um 6 Uhr dorten an und hätten programmgemäß um 8 Uhr weiter fahren sollen, aber die 175 Passagiere, die wir daselbst erwarteten, kamen erst am späten Abend an Bord, weil ein Teil der englischen Bahnen streikte; so wurde unsere Abfahrt wiederum um volle 10 Stunden verzögert und man sprach jetzt schon davon, daß wir anstatt am Freitag, erst am Samstag in New York landen würden; es kam in der Folge noch schlimmer. Ich möchte mich über die Seereise nicht zu lange aufhalten, trotzdem ich alter Gewohnheit gemäß täglich einige Notizen dem Tagebuch einverleibte, nur eine lustige Episode sei hier noch erwähnt: Am vierten Tag unserer Meerfahrt, am Dienstagabend ging die See höher als gewöhnlich und das Schiff wackelte ganz beträchtlich, da fiel es einigen in der Rauchkabine jassenden Landsleuten auf, daß der Fröhlichste unter ihnen, natürlich ein „Züribieter" fehle. Als dann zwei Stunden später die beiden Schlafkollegen dieses wohlgenährten Herrn in die Kabine kamen, fanden sie ihn in seiner Kiste liegend, die Mütze auf dem Kopfe, heftig schnarchend. Bei näherem Zusehen, wunderten sich die beiden über den mächtigen Umfang ihres Kollegen und man entschloß sich, der Sache auf die Spur zu gehen. Aengstlich wurde das Nachthemd in die Höhe gehoben, jetzt war das Rätsel gelöst: Der recht ängstliche Zürcher hatte sich nach Entledigung seiner Kleider einen Schwimmgürtel umgeschnallt, darüber das Nachthemdlein angezogen, die Mütze auf das Haupt gelegt und sich so ins Bett zurückgezogen, um, wie er nachher sagte, auf alles vorbereitet zu sein. Glücklicherweise hatte der Mutige von seinem Schwimmgürtel keinen Gebrauch machen müssen, trotzdem die Tanzerei des Steamers an jenem Abend noch bedeutend zunahm. Von Mittwoch an wurde die See viel ruhiger, die Tische füllten sich wieder und die Seekrankheit war bei den meisten überwunden. Einige ganz hervorragende „Pousseure", der jüngeren Generation angehörend, begannen auf ihren gewohnten Deckrundgängen

Annäherungsversuche zu machen, was ihnen bei den nicht allzu spröden Dämchen zum größten Teil recht gut gelang. Daß die Evastöchter auf dem Meere viel weniger unnahbar sind, als auf dem Festland, das hatte ich schon vor 30 Jahren persönlich erfahren und dies auch in meinem Büchlein: „Erlebtes und Erstrebtes" niedergeschrieben; trotz Weltkrieg, Teuerung und anderem Elend, ist in dieser Hinsicht keine Wandlung eingetreten, was meiner Ansicht nach nicht zu bedauern ist: Ein Küßchen in Ehren, nach überstandener Seekrankheit, soll niemand verwehren. Wir „Alten" haben den Jungen keine Konkurrenz gemacht, sondern wußten uns mit Jassen zu entschädigen. Bei den fremden Schiebern, Protzen usw. florierte in der unteren Rauchkabine hauptsächlich das „Pokerspiel" mit dem man schon in der Frühe begann und bis tief in die Nacht fortsetzte. Tausende von Dollars sollen bei diesem häßlichen Hasardspiel umgesetzt worden sein. Da hat ein „Schachtournier", das am Donnerstag und Freitag zwischen mehreren Partien ausgefochten wurde, mehr Gefallen erweckt bei allen Vernünftigen. Ein ziemlich gelungenes Abendkonzert, arrangiert von der ehemals berühmten Sängerin Frau Schumann-Heim, in dem auch ein Teil unserer Schweizersänger mitwirkten, und dessen Kollekte zu Gunsten der Schiffsangestellten über 3000 Fr. ergab, sowie zwei Bälle auf dem Sundeck, halfen viel zur Verkürzung der Zeit bei, besonders bei der nun völlig ruhigen See. Wer die fröhlichen Gesichter und lachenden Gestalten betrachtet, kann die Veränderung, die sich nach zwei Tagen vollzogen hat, kaum begreifen. Damals lagen sie herum wie Halbtote, apathisch und müde, und heute: Lebenslust und Lebensfreude.

Der zweitletzte Abend vor unserer Ankunft in Amerika war so wundervoll, daß ich ihn kurz beschreiben muß: Da wir uns der Küste Neufundlands näherten, war es in den Kabinen und Unterhaltungsräumen schon recht schwühl, — ein Großteil der Passagiere begab sich auf Deck, um Abendkühle zu genießen und die beiden Leuchttürme, die uns den ersten Gruß Amerikas überbrachten, zu sehen. Dabei erlebten wir einen Sonnenuntergang, dessen Schönheit und Großartigkeit alles bisher von mir Ge-

sehene übertraf. Ich stand ganz allein oben auf dem Sundeck, ging nach diesem Naturspiel still in meine Kabine und vertraute meinem Tagebuch das herrliche Erlebnis des Tages: Das Herannahen der Dämmerung, das letzte Aufblitzen des Tagesgestirns, sein rasches Verschwinden in den Meereswogen der unendlichen Wasserwüste erinnert an den baldigen Abend des Lebenslaufes. Vor seinem Abschluß ein nochmaliger Wiederschein des früher Gesehenen und Erlebten; eine Wiederholung weit zurückgelegter Reisen, die aber diesmal nicht mit jener stürmischen Ungeduld, mit unbändigem Sehnen nach Neuem, Undefinierbarem ausgeführt werden sollten, — nein, gemächlich, ruhig, überlegt, die Früchte des Fleißes genießend und sich dankbar zeigend gegen das gütige Geschick, das zwar mit viel Sorgen, aber auch mit reichem Segen nie gekargt hatte.

Früher als gewöhnlich, war am Sonntag eine stattliche Zahl Langschläfer auf Deck, in der Hoffnung, am fernen Horizont einen Streifen Land oder zum mindesten einen Steamer zu entdecken. Allgemein wurde prophezeiht, daß wir gegen 12 Uhr mittags Sandy Hook passieren würden und gegen Abend in New York ankämen. Unsere Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Um Kohlen zu sparen, erreichte der Dampfer „Rotterdam" eine durchschnittliche Geschwindigkeit von nur 270 Meilen pro Tag, während er es auf früheren Reisen auf 340 bis 360 Meilen brachte, daher passierten wir die Vorküste erst spät am Nachmittag und wußten nun, daß wir von unserem Dampfer vor Montag nicht Abschied nehmen würden. Zu bedauern war, daß die wundervolle Hafeneinfahrt, wohl das Großartigste in seiner Art, auf die Nacht fiel, so daß man hievon wenig zu sehen bekam, außer der feenhaften Beleuchtung der beiden Badeorte: Staten-island auf der einen Seite und Coney-island auf der anderen Seite. Im äußeren Vorhafen New Yorks wurden die Anker hinuntergelassen, am anderen Morgen gegen 8 Uhr wieder gelichtet, so daß die eigentliche Landung gegen 10 Uhr vor sich gehen konnte. Bei der Einfahrt fiel es auf, daß alle Schiffe im Hafen großartig beflaggt waren und eine große Anzahl Schlachtschiffe auftauchten. Das Rätsel war

bald gelöst: Bald nach unserer Abfahrt im äußeren New Yorker-Hafen fuhr der mächtige, ehemalige deutsche Dampfer „Vaterland" an uns vorbei mit General Pershing an Bord, der von Frankreich kommend, diesen Morgen seinen Triumph-Einzug in Amerika feierte. Es war ein interessantes Schauspiel: Viele schön beflaggte Ozeandampfer, im Vordergrund die Weltstadt New York mit den riesigen Wolkenkratzern, ebenfalls in prangendem Flaggenschmuck, in der Luft ein halbes Dutzend oder mehr Wasserflugzeuge, die über dem „Vaterland" kreuzten. Wenn uns nicht alle die Sehnsucht nach festem Boden gepackt hätte, so würden wir diesem, jedenfalls nicht wiederkehrenden Schauspiel noch viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben. Und nun New York. Du mächtige, du riesige Weltstadt! Wie hast du dich in den letzten 25 Jahren, seit ich dich zum letztenmal sah, verändert: Nichts mehr von den früheren idyllischen Anlagen rund herum um Castle-Garden, alles überbaut mit zum Teil in die Wolken hinaufragenden Steinhaufen, ein unabsehbares Häusermeer, aus dem die dreißig, oder gar über fünfzig Stock hohen Wolkenkratzer imposant 'gen Himmel ragen; aus der Entfernung betrachtet, sieht die Sache überwältigend aus, steht man jedoch direkt vor einem solchen Gebäude am Broadway oder an der Wallstreet und läßt seinen Blick hinauf schweifen, um die Höhe des Riesen zu ermessen, so wird man anfänglich von einem Bangen, einem Schwindel erfaßt, ähnlich einem unkundigen Bergsteiger, der zum erstenmal auf schmalem Bergespfad an einer himmelhohen Felswand emporblickt.

Allerdings muß ich gestehen, daß ich mich in meinem Zimmer Nr. 2035 im zwanzigsten Stock des Hotels McAlpin an der 34 Straße außerordentlich behaglich fühlte, auch bald heraus hatte, daß das Wohnen in dieser luftigen Höhe viel angenehmer ist als unten in der 10. oder 12. Etage; es sorgen die zehn oder zwölf zu diesem Hotel gehörigen Lifts, daß man bequem und rasch hinaufkommt; man ist sogar rascher oben im 20. Stock als im neunten, weil man von den zur Verfügung stehenden Aufzügen den sog. „Expreß" benützt, der uns in prächtiger Eile, ohne Anhalten bis zur zwölften Etage

und von dort, ohne Umsteigen bis zur 20. hinaufbringt. Ja, praktisch sind sie, diese Herren Amerikaner; diese Ueberzeugung bekommt man schon in der ersten Stunde des Betretens ihres Landes. Ich möchte hier gleich erwähnen, daß alle 220 Mann der Mission in dem gleichen Hotel rechte Unterkunft fanden, allerdings mußten meist zwei das gleiche Zimmer teilen, dagegen waren die Unterkunftsräume prächtig groß, mit fließendem kaltem und warmem Wasser und geräumigem Bad zu jedem Hotelzimmer.

Gerne würde ich Ihnen ein kleines Bild dieser enormen Weltstadt geben, aber dazu gehört viel Zeit und auch das Gedächtnis reicht hiezu nicht aus, daher müssen Sie sich mit einigen Millionenzahlen begnügen: Die heutige Einwohnerzahl New Yorks beträgt fast sieben Millionen; 1915 waren es 5½ Millionen, mithin beträgt der Jahreszuwachs über 200,000 Seelen. Als ich im Jahre 1895 jener Stadt den Rücken kehrte, sprach man von einer Einwohnerzahl von 2½ Millionen, wobei allerdings Brooklyn nicht dazu gehörte. Bei einem so rapiden Zuwachs ist es begreiflich, daß man bis fünfzig Stock hohe Häuser bauen muß, um alle Geschäfte unterzubringen. Wunderbar ist die Zusammenwürfelung der Bewohner dieser Metropole: Uber zwei Millionen sind in fremden Ländern geboren; die Zeitungen erscheinen denn auch in 42 verschiedenen Sprachen und Dialekten. — Kein Hafen der Welt weist einen nur annähernd so großen Export und Import auf wie New York. — Die 11,000 fest engagierten Polizisten kosten die Stadt jährlich achtzehn Millionen Dollars. — Ungefähr 7000 Restaurants absorbieren an Lebensmitteln jährlich eine halbe Billion Dollars; über die großen Brücken des East-River passieren täglich 763,000 Personen, während die Hoch- und Untergrundbahnen im letzten Jahre 700 Millionen Passagiere beförderten. Diese paar Zahlen geben eine ungefähre Idee von der unendlichen Größe dieser Weltstadt, die es sich zur Ehre anrechnen mußte, die paar Männlein der Swiß Mission zu beherbergen.

Schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft in Amerika, zog es mich hinauf nach den Höhen von New-

Jersey, dorthin, wo ich in den Jahren 1889 bis 1893 meine schönsten Jugendjahre verlebte. Obgleich ich in den letzten 25 Jahren wenig oder gar nichts mehr von den dort früher ansässigen Freunden und Bekannten gehört hatte, hoffte ich doch, den einen oder andern wiederzufinden. Wer mein Büchlein: „Erlebtes und Erstrebtes"*) gelesen hat, erinnert sich wohl an das Kapitel: „Allerlei Herzenserlebnisse"; diese hatten sich zum Teil droben auf der Heights abgespielt und sicherlich wird man es dem alten „Knaben" nicht verübeln, daß er sich auch nach Frau P. erkundigte. Das Adreßbuch wies ihn nach Central Ave Nr. 58. Im Gegensatz zu New York hat sich Jersey City Heights seit meinem Weggang im Jahre 1894 fast gar nicht verändert: Man trifft dort dieselben alten Häuser, meist aus Holz erbaut, immer noch recht schlecht gepflasterte Straßen und überall denselben mageren Verkehr, der nur die eine Aenderung erfahren hat, daß an Stelle der altersschwachen Pferdetramwagen bessere mit elektrischer Kraft getreten sind. Sogar jenes alte Haus mit dem Zigarrenladen, in welchem ich mich vor fast 30 Jahren mit den nötigen Rauchutensilien versehen hatte, begrüßte ich wieder und bedauerte einzig, daß das Metier dorten gewechselt hatte, indem jetzt drinnen ein italienischer Gemüsekrämer sein Dasein fristet. Tatsächlich hatte ich beim Durchwandern dieser alten Heimstätte das Gefühl, daß Land und Leute hieroben während meiner fünfundzwanzigjährigen Abwesenheit ebensolange geschlafen hätten. An der Ogden Ave. hatte ich ehemals bei einer guten, alten Frau ein nettes, sauberes Zimmer besessen; dahin zog es mich, denn bei dem ewigen Stillstand hieroben, war sicherlich die so unendlich besorgte Frau Damm noch am Leben, wenngleich sie nach meiner Berechnung heute beinahe hundert Jahre zählen mußte. Mutig zog ich die Glocke des hölzernen Zweifamilienhauses, das zu meiner damaligen Zeit der Witwe Schubnell, der ältesten Tochter von Frau

*) „Erlebtes und Erstrebtes" (was ein junger Schweizer in Kalifornien und New York erfahren). Tagebuchblätter v. J. H. Hoepli. Erschienen im Verlag von Huber & Cie in Frauenfeld

Damm gehörte, damals eine etwas bissige, aber tüchtige Frau. Beim Oeffnen der Türe erkannte ich sofort die früher schwarzhaarige, jetzt schneeweiß gewordene Frau Schubnell, die vor Freude, als ich mich zu erkennen gab, mir gewiß um den Hals gefallen wäre, wenn ich mich nicht im richtigen Moment, die Gefahr erkennend, etwas nach rückwärts postiert hätte. Donner und Doria, gings nun an ein Erzählen und dabei holte die gute Frau, unbekümmert um die „amerikanische Trockenheit" ein vorzügliches Glas Kalifornier, der mich mit der Rückständigkeit New-Jerseys, selbst mit dem vor 15 Jahren erfolgten Tod ihrer Mutter vollständig aussöhnte.

Nach diesem angenehmen, ersten Wiedersehen entschloß ich mich, noch einige andere liebe Bekannte aus meiner Jugendzeit aufzusuchen; vor allem zog es mich nach der Central Ave., wo ich Frau P. anzutreffen hoffte. Beim Betreten des alten Hauses 58. mit seinen drei Wohnungen, hatte ich das Gefühl, daß mich das Adreßbuch hier genarrt habe, weil die Gesuchte früher, kurz vor meinem Weggang anno 1894, eine hübsche, kleine Villa an der Palisade Ave. bezogen hatte, um mit ihrem zweiten Mann und dem zehn Jahre alten Sohn Arthur die Flitterwochen zu verleben. Trotz allen Bedenken kletterte ich die enge Hühnertreppe bis zum Dachstock hinauf, klopfte an die Korridortüre und hörte leise Frauentritte sich derselben nahen; mein Erstaunen war groß, als ich meine frühere Freundin, wie sie vor 25 Jahren leibte und lebte, und wie ich sie mir öfters in stillen Stunden des Nachdenkens in der fernen Schweiz ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, vor mir stehen sah. Teufel auch, sollte auch hier in den 25 Jahren keine Aenderung eingetreten sein, und der Zahn der Zeit nur in Europa an uns genagt haben? Der Irrtum war bald aufgeklärt, als mich das hübsche Mädchen zu ——— ihrer Mutter führte, die mich nicht kannte und bei deren Anblick ich erschrack. Als ich Frau P. im Jahre 1895 in Europa zum letztenmal sah, war sie eine schöne, vor Gesundheit strotzende junge Frau, die sich kurz vorher mit einem 15 Jahre älteren Herrn, in glänzenden finanziellen Verhältnissen, zum zweitenmal verheiratet hatte, — jetzt stand sie vor

mir, eine graue, gebrechliche und recht ärmlich gekleidete Dame, mit demselben interessanten Gesicht, wie ich es soeben bei ihrer Tochter gesehen hatte, das jedoch einen Leidenszug aufwies, den ich ehemals nicht kannte. Auch ich wurde nicht erkannt und auf die Frage, was ich wünsche, antwortete ich daß ich beauftragt sei, ihr Grüße von einem früheren Bekannten aus der Schweiz zu überbringen. „Ah, from Mr. Höpli, where is he?" sprudelte es lebhaft von ihrem Munde. Es war mir nicht möglich, mich länger zu verstellen, ich gab mich zu erkennen. Die Ueberraschung war groß und freudig; ich mußte ihr meine ganze Lebensgeschichte aus der Schweiz erzählen, die weder besonders interessant noch abenteuerlich ausfiel; anders dagegen hatte sich ihr Lebenslauf seit unserer letzten Begegnung gestaltet:

„Bald nach ihrer zweiten Verheiratung verlor sie ihren Sohn aus erster Ehe, dem ich seiner Zeit in Jersey die Anfangsgründe im Latein beibrachte; einige Jahre nachher wurde ihr Mann von einem schweren Leberleiden befallen, das ihn nicht mehr verließ, trotzdem er in allen Bädern Europas Genesung suchte. Im Jahre 1910 wurde er von seinen Leiden erlöst und hinterließ seiner Frau neben zwei blühenden Kindern, einem Sohn von 14 Jahren und einer Tochter, ein Jahr jünger, ein ansehnliches Vermögen von über 100,000 Dollar, das allerdings in einem Geschäft steckte, an dem noch ein Verwandter mitbeteiligt war. Dieser verstand es nun, das ganze Geschöft an sich zu ziehen und nach jahrelangen Prozessen verblieben der armen Frau, die bisher im Geld wühlen konnte, noch ganze 10,000 Dollars, die sehr bald aufgebraucht waren, weil sie nie mit dem Geld haushalten gelernt hatte, und zudem der Tod und die vorherige langwierige Krankheit ihres vergötterten zweiten Sohnes fast alle Mittel verschlangen. Heute fristet die schwer Geprüfte ein kümmerliches Dasein, indem sie mit ihrer Tochter, ihr letzter Sonnenschein, wie sie sagte, für ein New Yorker Warenhaus Damentaschen aus Seidenresten anfertigt. ‚Ja, such is life', endete die Schlußbetrachtung ihrer Erzählung, die mir zeigte, daß es auch im reichen

Dollarlande schwer kämpfende Existenzen gibt, die vorher im Ueberfluß schwelgten."

Fröhlicher gestaltete sich am selben Tage der Besuch bei Freund Rogg, dem Inhaber eines Juwelen- und Uhrengeschäftes in Hoboken, mit dem ich vor Jahren in New Jersey manche schöne Stunde verlebte und dem ich auch die damaligen Einführungen in einige gute Yankee-Familien zu verdanken hatte.

Nach Betreten seines Geschäftes an der Washington Street erkannte ich den Gesuchten auf den ersten Blick, während ich nicht erkannt wurde; es entwickelte sich dann folgendes Gespräch:

R. „What do you wish?" („Was wünschen Sie?")

H. „Please show me a Swiss watch!" („Bitte, zeigen Sie mir eine Schweizeruhr!)

R. „I am very sorry, for the moment, I have none, but I can sell you an exellent American watch; are you perchaps a member of the Swiss Mission?" („Ich bedaure, für den Augenblick keine zu haben, aber ich offeriere Ihnen eine vorzügliche amerikanische! Sind Sie Mitglied der Schweizer-Mission?")

Auf meine Bejahung sagte Rogg, daß er drüben in Winterthur einen Freund habe, der seit 24 Jahren nichts mehr von sich habe hören lassen. Er ging dann zum Kassenschrank, entnahm demselben eine Photographie, die vor 30 Jahren in Los Angeles von mir aufgenommen wurde, aber mit dem derzeitigen Original fast gar keine Aehnlichkeit mehr hatte, so daß auch Herr Rogg nicht auf den Gedanken kam, in dem heute ziemlich wohlgenährten Fünfziger den damaligen sehr schlanken Jüngling vor sich zu haben. Auf seine Frage, ob ich dieses Gesicht in der Schweiz vielleicht schon gesehen habe, mußte ich derart mit Lachen herausplatzen, daß es nun mit der Verstellung vorbei war; nie habe ich einen schöneren Moment erlebt als der nun folgende: Das überrascht jubelnde Gesicht meines ehemals besten Freundes, der, wie er mir sagte, alle Hoffnungen aufgegeben hatte, seinen ehemaligen Skat- und Kegelbruder jemals wieder zu sehen. Wir hatten uns massenhaft zu erzählen; manche schöne Erinnerung

aus der froh verlebten Jugendzeit wurde wieder aufgefrischt. Es war der schönste Abend während der ganzen Amerikareise, den ich am folgenden Tage mit Rogg und zwei weiteren Freunden der damaligen Gilde bei einem flotten Nachtessen in Hoboken verlebte, wobei der letzte Tropfen herrlicher Kalifornier zur Feier des Tages herhalten mußte; um 2 Uhr in der Frühe trennten wir uns in der zuversichtlichen Hoffnung, uns hier oder dort später wieder zu sehen.

Doch nun wieder zurück zur Swiß Mission, der ich durch obige Abschweifung bereits seit zwei Tagen untreu geworden war.

Für den ersten Abend unserer Ankunft in New York lag eine Einladung vor vom Swiß Club, der das Vorurteil, daß eine Reise der Schweizergesellschaft nach Amerika „Drüben" nicht gerne gesehen würde, durchaus Lügen strafte. In den wundervollen Räumen des ersten Hotels im Osten, in dem vierzehn Tage später der König der Belgier mit seiner Gemahlin und Gefolge abstieg, — im Waldorf-Astoria wurde uns von unsern Landsleuten ein Empfang bereitet, wie er schöner nicht hätte sein können und der allen Teilnehmern in herrlicher Erinnerung bleiben wird. Herr Minister Dr. Hans Sulzer, der zu diesem Zwecke extra nach New York gekommen war, hat mit seiner prächtigen Ansprache in „urchigem Schwizerdütsch" auch die Herzen derjenigen Neuankömmlinge, die vorher sein loyales Wesen nicht kannten, ganz und gar gewonnen. Es sind an diesem Abend noch eine ganze Anzahl schöne Reden gehalten worden, auch aus der Mitte der Mission konnte in gutem Englisch für den liebenswürdigen Empfang gedankt werden, was bei der späteren Zersplitterung im fernen Westen nicht immer möglich war.

Bei der Ankunft im Hotel wurde allen Mitgliedern das von Herrn Konsul Zweifel ausgearbeitete Programm für den Aufenthalt in Amerika überreicht; dieser „Wegweiser" war eine unbedingte Notwendigkeit und hat dem Verfasser, der während zwei Wochen, die er vor unserer Ankunft in den Vereinigten Staaten zubrachte, viel Mühe und Arbeit gekostet. Daneben führte er eine weit-

läufige Korrespondenz mit vielen Fabriken und großen Etablissements, um für uns den Eintritt in dieselben zu bewirken. Seiner Vorsorge war es zum großen Teil zu danken, daß wir überall aufs beste empfangen wurden, umso mehr ist es zu bedauern, daß eine bekannte hiesige Zeitung, offenbar inpiriert von einem Neidigen, der die Reise nicht mitmachen konnte, diese Arbeit in den Sumpf zog, genau so, wie die gleiche Zeitung die einfältige Behauptung aufstellte, daß man ohne Reisebureau Cooks ebenso leicht und billig ans Ziel gekommen wäre. Ich will mich mit dergleichen Verdächtigungen und ungerechten Auslassungen nicht weiter befassen, sondern kurz und bündig bemerken, daß jenes Reisebureau, sowie jeder in der Kommission mit einem Amt betraute, seine Pflicht voll und ganz getan hat. Auch die andere Behauptung, daß unsere Reise „Drüben" Anlaß zu Mißtrauen und Verdächtigungen geben würde, wurde schon am ersten Abend unserer Ankunft gründlich widerlegt; vor allem haben unsere dortigen Landsleute alles getan, den Ankömmlingen aus der alten Heimat den Aufenthalt in ihrem Adoptivvaterland möglichst angenehm zu gestalten. Unsere Erwartungen sind in dieser Hinsicht, wie man später sehen wird, weit, weit übertroffen worden.

Bereits der zweite Tag der Ankunft in der neuen Welt wurde dazu benützt, einige größere Etablissements zu besichtigen, und der Nachmittag galt einer Hudson- und Hafenfahrt. Wer sich am Abend amüsieren wollte, sei es beim Besuche eines Theaters, eines Varieté oder eines Konzertes oben auf dem Dache eines Wolkenkratzers, dem fehlte es nie an Gelegenheit hiezu. Oefters wurde auch dem einen oder anderen heimlich ins Ohr geflüstert: „Du, i han e Wi-kneip verwütscht, chunscht mit?" Wenn man der Versuchung nicht widerstand, sondern hinging, saßen daselbst gewiß schon ein Dutzend „urchige Schwyzer" und freuten sich, hier in verborgener Ecke der „Trockenheit" ein Schnippchen zu spielen. Ich gestehe offen, daß mir in den ersten Tagen in New York ein Glas schlechter Chianti besser gemundet hat, als zu Hause der beste Bordeaux, einzig weil es eine verbotene Frucht war. Gemeinsam mit einigen Kollegen bewunderte ich am Mitt-

woch den 10. September die General Pershing-Revue, ein Schaustück, das über vier Stunden dauerte und die Amerikaner außer Rand und Band brachte, besonders als die Traktoren der schweren Artillerie vorbeilärmten. Auch die große Zahl Verwundeter auf geschmückten Automobilen und die vielen Krankenschwestern wurden stürmisch begrüßt. Um die Stadt New York mit ihren ungezählten Sehenswürdigkeiten auch nur einigermaßen kennen zu lernen und das Beachtenswerteste zu sehen, müßte man mehr als vier Wochen Zeit zur Verfügung haben, aber der Mission waren nur sechs Wochen für ganz Amerika und Kanada zugeteilt, da hieß es sich sputen. Bereits am Donnerstagabend schiffte sich ein Großteil der Gesellschaft auf einem Hudson-Dampfer ein, um Freitag früh in Albany zu sein. Von dort brachte sie der bereitstehende Zug nach Schenectady, wo sie von der Direktion der General Electric Company flott aufgenommen wurden. Auch der Samstag in Rochester bei den Eastman Kodak Co. war wundervoll. Einige der Besucher von Rochester haben mir nachher erzählt, daß ihnen diese Stadt, ungefähr in gleicher Größe wie Zürich, von allen Städten Amerikas am besten gefallen habe. Die Aufnahme an beiden Orten sei überaus herzlich gewesen. Erst am Sonntag früh, den 14. September, traf ich in Buffalo wieder mit der Gesellschaft zusammen, nachdem ich Samstagnacht per Sleeping Expreß New York verlassen hatte. Man schreibt und spricht viel von der Bequemlichkeit der amerikanischen Pullman Cars. Ich gebe ohne weiteres zu, daß das Reisen mit denselben am Tage außerordentlich angenehm ist, besonders wenn man in den Smoking-Cars die bequemen, nach allen Seiten beweglichen Fauteuilles benutzen kann, die von den Amerikanern am liebsten gegen die Fenster gedreht werden, damit sie ihre Füße möglichst hoch auf die Fensterbrüstung legen können. Des Nachts sind mir die Schweizer Schlafwagen, wie wir sie vor dem Kriege hatten, entschieden lieber. Der Mensch ist doch ein unzufriedenes Geschöpf: Vor 32 Jahren nahm ich zufrieden Vorlieb in einem Emigrantenzug mit einem komunen Strohsack während vollen sieben Tagen und Nächten, in denen mich die Fahrt von New York bis

Losangeles brachte und jetzt fand ich diese eine Nacht ungemütlich auf der Pullman Matratze. Wir haben nachher noch über ein halbes Dutzend Nächte im Zuge zugebracht, und es ist allerdings immer gegangen, wenn gleich es Keinem großes Vergnügen bereitete. Ich kam in Buffalo rechtzeitig an, um mit der Mission einen anderen Zug zu besteigen, der uns in einundeinhalb Stunden nach Niagara brachte. Nach Einnahme eines währschaften Lunches fuhr man in Automobilen zu den weltberühmten Fällen. Wie vor Jahrzehnten habe ich auch diesmal das Mächtige, Gigante an den Fällen bewundert, doch als ich dann so ganz für mich im stillen Vergleiche zog mit unserem Rheinfall, beschlich mich fast ein kleines Sehnen nach unserem kleinen Ländchen. „Gewaltig, riesig groß, bist Du Niagara, aber so idyllisch, so lieblich, wie unser Rheinfall mit seiner wunderschönen Umgebung bist Du trotzdem nicht!" Wie sieht man doch die Welt, mit seinen fünfzig Jahren auf dem Buckel, ganz anders an, als mit den feurigen zwanzigern, wo gleich dem wilden Niagarafall alles überschäumen und übersprudeln möchte. Auch das kleine Schaffhausen mit seinem Munot bietet entschieden mehr Reize, als die 30,000 Einwohner zählende Stadt Niagara, allwo man in verschiedenen Verkaufsmagazinen um billiges Geld recht hübsche Sachen, von den in der Nähe sich aufhaltenden Indianerstämmen herrührend, erwerben kann. Ungemein interessant und für Techniker sehr lehrreich sind die „Niagarafalls Power Works", jedenfalls die größten Kraftwerke in ihrer Art.

Am folgenden Montag teilte sich die Gesellschaft abermals und besah sich ein Teil die Kraftwerke auf der kanadischen Seite des Niagara, während der Großteil in Buffalo zwei Fabriken, eine chemische und eine Maschinenfabrik besuchten; die ganz Faulen, zu welchen auch ich zählte, hielten Siesta und bereiteten sich vor für die Abreise auf den Abend. Die Weiterreise per Schiff auf dem Erie-See nach Cleveland im Staate Ohio wurde bei Nacht auf einem wunderschönen Dampfer „Seeandbee" zurückgelegt, sie dauerte von abends 8 Uhr bis am anderen Morgen um sieben. Diese Stadt, am Eriesee gelegen, zählt mit ihren siebenhunderttausend Einwohnern zu den schönsten Städten

der Vereinigten Staaten. Wiederum fanden alle Ankommenden gute Unterkunft im bekannten Hotel Statler, allwo bereits ein Dutzend Schweizer-Amerikaner aus dieser Stadt und der Umgebung, mit Herrn Präsident Keller an der Spitze, auf uns warteten, um für uns die Bärenführer zu machen. Es wurde neun Uhr, bis nach widerwärtigem Hervordrängen und Herumstehen jeder seinen Zimmerschlüssel in Empfang nehmen konnte, und ein stärkendes Bad die müden Glieder wieder aufpeitschte. Wie bis anhin war das Wetter prachtvoll, aber die Sonne brannte mindestens so heiß, wie bei uns im Juli oder August. Ich schloß mich diesmal der Gruppe Wohlfahrt an, mit der ich, etwa 20 Mann hoch (es waren auch fünf Weiblein darunter) per Auto zu der „General Electric Lamp Company" gebracht wurde. Herr Keller sagte uns, daß die Wohlfahrtseinrichtungen dieser gut rentierenden Gesellschaft mustergültig seien für ganz Amerika. Alles in allem arbeiten nur etwa 1300 Arbeiter, Arbeiterinnen und Bureauangestellte in dieser Fabrik, worunter das weibliche Personal vorherrscht. Aber gerade in diesem, für amerikanische Verhältnisse kleinen Betrieb, sind großartige Vorrichtungen für die Wohlfahrt der Arbeiter getroffen. Wir bemerkten da mitten in den sehr ausgedehnten Anlagen, neben einem massiv gebauten, sauberen Fabrikgebäude ein flottes, geräumiges Clubhaus, Tennis-, Croquet- und Baseballspielplätze, ein sauber eingerichtetes, von einer Krankenschwester geführtes Krankenhaus, in das die Verunfallten zur ersten Hilfe und die sich unwohl fühlenden Angestellten bis zur Besserung gebracht werden. Hier genießen sie tagelange unentgeltliche ärztliche und schwesterliche Pflege, bei vorzüglicher Verpflegung. Die Arbeit beginnt morgens 8½ Uhr und dauert bis 5 Uhr abends. In dieser Zeit wird das Fabrikareal von keinem Arbeiter oder Angestellten verlassen. In zwei Abteilungen wird am Mittag von 11½ Uhr bis 1 Uhr der Lunch eingenommen. Es stellen sich alle Arbeiter, Arbeiterinnen und kleineren Angestellten, genau so wie sie kommen, in Reih und Glied auf; keiner der später kommenden wird sich vorzudrängen suchen, so kommen sie alle in den sog. Lunchroom, wo die Speisen auf einer beweglichen Bahn an

ihnen vorbeigehen und sich dann jeder der Reihe nach bedienen kann. Bei der Wegnahme eines Gerichtes bekommt der Empfänger einen Zeddel, auf dem vorgemerkt ist, wie viel er für die betreffende Speise zu zahlen hat. Es ist zu entrichten: Für einen Teller Suppe 3 cents, Fleisch in verschiedenen Gerichten für eine Sorte 9 cents, dann für zwei Gemüse, z. B. Kartoffeln und Salat 3 cents, dann ein Dessert z. B. ein Stück Kuchen, Pudding usw. ebenfalls 3 cents; auf diese Weise kommt das ganze Essen auf 18 cents (ca. 1 Fr.), wobei eine oder mehrere Tassen Kaffee oder Tee gratis abgegeben werden. Den besseren Angestellten, Prokuristen und Direktoren, welcher Kategorie auch wir für den heutigen Tag angehörten, wird das gleiche Essen zu 25 cents in einem größeren Saal von einer Anzahl Töchter serviert. Uns hat dieses Lunch nichts gekostet, aber trotzdem großartig geschmeckt. Ganz besonders wunderten wir uns, daß uns als zweite Platte ganz währschafte „Schwyzerknöpfli" vorgesetzt wurden. Beim Dessert, der speziell für uns aus Ice-cream und Leckerli bestand, hat sich die Sache aufgeklärt: Der Koch dieser Fabrik ist vor zirka zehn Jahren aus der Schweiz nach Amerika gekommen; hat in verschiedenen Restaurants im Osten erst als Geschirrwascher, hernach als Kochgehilfe in einigen Hotels seinen Lebensunterhalt verdient, bis er nach manchen Irrfahrten glücklich in Cleveland landete und hier als Koch die Fütterung der 1300 Angestellten besorgt. Von der Fabrikleitung wurde nun diesem Schweizer der Auftrag zu teil, dafür zu sorgen, daß die überseeischen Gäste mit einem schweizerischen Nationalgericht überrascht würden, da hat der gute Mann, der die Kochkunst sich erst in Amerika aneignete, in seiner Verzweiflung „Schwoba-Chnöpfli", dagegen echte „Baslerleckerli" gemacht.

Von dieser außerordentlich liebenswürdigen amerikanischen Gastfreundschaft haben wir fast täglich Beweise erfahren. Aufs herzlichste wurden wir von der Direktion verabschiedet und die von der Fabrikleitung zur Verfügung gestellten Autos beauftragt, uns in das Hotel zurück zu führen. Der Spätnachmittag wurde dann zur Besichtigung der Stadt und der Abend zum Besuche eines Theaters benützt. Den folgenden Morgen verwendete man dazu, die

Mc Kenny Steel Co. aufzusuchen, woselbst wir ein großartiges Eisenwerk, die Herstellung und Verarbeitung von Erz bis zur fertigen Stahl- und Panzerplatte, verfolgen konnten. Begleitet von drei höheren Angestellten der Fabrikleitung wurde uns der ganze Betrieb gezeigt und jede Frage aufs Freundlichste beantwortet. Wir Laien, die wir noch nie eine ähnliche Anlage zu Gesichte bekommen hatten, waren ganz „weg", aber auch verschiedene Fachleute der Mission sagten nachher, daß man in Europa schwerlich einem analogen Betriebe begegnen würde, der ähnliche praktische Einrichtungen aufweise. Die 9000 Arbeiter beziehen zum Teil Löhne, die den Durchschnitt von 25 Dollar übersteigen, pro Tag nota bene. — Der erste Gießermeister soll 45 Dollar täglich verdienen.

Auf der Rückfahrt zum Hotel wurde dem prächtigen Stadthaus in Cleveland ein kurzer Besuch abgestattet, es eregte der Spruch beim Eingang: „Obedience to Law is Liberty" (Gehorsam dem Gesetz ist Freiheit) meine Aufmerksamkeit und unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß dieser Wahlspruch auch auf das Stadthaus in Zürich passen würde. Beim Verlassen der Stadt Cleveland, woselbst wir so viel Schönes gesehen und Liebes genossen hatten, wurde jedem folgendes Andenken von zarter Hand übergeben:

Cleveland, 18 Sept.

Souvenir an die Schweizer Kommission.

Den Schweizern allen, die uns hier
So ehrenvoll besuchten,
Und die wir zur Erinnerung
In unsere Herzen buchten.

Den Männern, wie den Damen auch,
Die dieses Land besehen,
Und die auf ihrer Friedensreis
Nun wieder weiter gehen.

Wir wünschen allen „Lebewohl"
Mög' Euch das Glück begleiten,
Daß die Erwartung Eurer Wünsch'
Sich stets erfüll'n, erweitern!

Grüßt unser liebes Schweizerland,
Das schönste auf der Erde,
Wo einst der große Schöpfer sprach
Mit Allgewalt: **Es werde!**

Vergesset unser Cleveland nicht,
Bringt allen beste Grüße;
Und wenn Ihr flotte Yelp'rin seht,
Gebt ihnen für uns Küsse.

Neben unseren lieben Landsleuten in Amerika wetteiferten auch die Amerikaner darin, uns den Aufenthalt in deren Heimat möglichst angenehm zu gestalten. Ein besonderes Kränzchen möchte ich hier der Automobilgesellschaft „Overland" in Toledo winden, die uns durch unser Mitglied, Herr Badetscher, auf Donnerstag den 18. September zu einem Besuch eingeladen hatte. Wir verließen etwa 60 Mann hoch, Mittwoch Nacht, das schöne Cleveland, kamen am Donnerstag früh in Toledo an, wo eine Anzahl schöne Automobile auf uns warteten und uns nach dem Hotel brachten, woselbst wir uns nach einem stärkenden Bad und gutem Frühstück anschickten, der Fabrik Willy-Knight den versprochenen Besuch abzustatten; dieselben Autos, welche uns ins Hotel gebracht hatten, beförderten uns auch nach der Fabrik. Vor dem mächtigen Verwaltungsgebäude wurden die Schweizergäste erst photographiert, eine Prozedur, der man sich bei allen größeren Fabrikbesuchen zu unterziehen hatte. Wahrscheinlich müssen diese Aufnahmen später für Reklamezwecke dienen, so nur kann ich mir dieses Photographieren erklären. Es wurden dann vier Herren ersucht, in einem bereitstehenden Overland-Automobil Platz zu nehmen. Dieses Vehikel fuhr nun mit seiner Last die 14 Stufen hohe Treppe des Verwaltungsgebäudes hinauf und retour, natürlich ohne umzudrehen, weil der Raum hiezu nicht ausgereicht hätte. Dieses Experiment, waghalsig und echt amerikanisch, wurde, begleitet von wütenden Bravorufen aller Zuschauer, noch ein zweites Mal versucht und mit dem gleichen Erfolg zu Ende geführt. Diesem vielverheißenden Anfang folgte alsdann eine kinomatographische Vorstellung im gleichen Verwaltungsgebäude, wo manche halsbrecherische Autotouren im „Wild-West", in der Sierra-Nevada und in den Bergen New Mexiko's veranschaulicht wurden. Der nächsten Swiß Mission wird zweifelsohne auch das heutige Experiment im Bilde gezeigt werden. Unterdessen wurde es Mittag; wiederum wurden wir zu einem ausge-

zeichneten Lunch im selben Gebäude, das verschiedene mächtige Säle speziell für diesen Zweck enthält, geführt. An diesem einfachen, sehr guten Mittagsmahl nahm auch der oberste Leiter und Bureauangestellte teil, während die Arbeiter in der Fabrik den mitgebrachten Lunch direkt in ihren Arbeitsräumen verzehren. Für solche, die keine Gelegenheit haben, ihr Essen mitzubringen, wird in den Fabrikräumen an verschiedenen Ständen solches für billiges Geld verkauft. Tee, Kaffee und gutes Trinkwasser wird allen gratis verabfolgt, eine Einrichtung, welche die Fabriken in Europa nachahmen sollten. Am Nachmittag sammelte man sich zur Besichtigung der mächtigen Fabrikräume. Die ganze großartige Anlage ist erst wenig Jahre alt. Der Gründer hat hier vor zehn Jahren eine kleine Werkstatt eröffnet, nun beschäftigt er 12,000 Arbeiter und liefert alle drei Minuten ein fertiges Automobil; es wird in dieser Fabrik alles hergestellt, von der Schraube bis zum Magnet. In über hundert Abteilungen werden alle zum Auto gehörenden Bestandteile angefertigt, doch das Interessanteste am ganzen Betrieb ist die eigentliche Zusammensetzung der verschiedenen Bestandteile. Auf einer wohl über hundert Meter langen rollenden Bahn sieht man anfänglich nur einige Querstangen, dem nackten Eisengerüst wird ein Gegenstand um den anderen, eine Schraube um die andere beigefügt, nach 1½ Stunden ist am Ende derselben Rollbahn das Auto fertig zusammengesetzt, gestrichen, geölt und fahrbereit. Das Ganze kommt einem vor wie ein Märchen, ein Zusammensetzspiel. Während man sich noch wundert und über den ganzen Vorgang staunt, sitzt bereits der Lenker dieser neuen Schöpfung auf dem Führersitz und fährt seelenvergnügt zum Tempel hinaus.

Wir haben denselben Nachmittag noch zwei weitere Fabriken dieser gewaltigen Firma besucht, alles unter Benützung der Fabrik-Automobile. Am Abend war im Klubhaus Toledo (Eigentum der Firma Willys), in dem wir auch unsere Zimmer hatten, ein großes Bankett, an dem die Leiter der Fabrik mit allen oberen Angestellten teilnahmen; einige flotte Reden, getragen von feurigem, amerikanischem Patriotismus würzten das Mahl. Am fol-

genden Morgen wurde uns von der Fabrikleitung ein Extrazug zur Verfügung gestellt, der uns in 2½ Stunden nach dem etwa 150 Kilometer entfernten Detroit brachte und zwar direkt zu den Ford-Werken, also zur Konkurrenz. Der anderthalbtägige Aufenthalt in Toledo, sämtliche Unterhalts- und Fahrkosten sind von den Willy-Knights-Werken bestritten worden; es haben die Teilnehmer keinen Cent bezahlen müssen. Eine solche Großzügigkeit ist nur in Amerika möglich; allerdings gehört auch eine Millionenfirma dazu, um sich so etwas leisten zu können. Die Ford-Werke sind zwar noch gewaltiger und umfangreicher, aber mir scheint, daß die Einrichtungen im Vergleich zu den „Overland"-Werken eher etwas veraltet sind; auch die Arbeitsräume dieses gewaltigen Unternehmens scheinen viel zu sehr zusammengedrängt, weil die Ausdehnung des Geschäftes mit dem enormen Konsum nicht Schritt halten konnte. Ford fabriziert jährlich viermal so viele Wagen wie Overland, trotzdem kann er nicht allen Aufträgen gerecht werden. Interessant wäre es gewesen, die umfangreichen Wohlfahrtseinrichtungen dieser Ford-Werke in Augenschein zu nehmen, aber leider hat die Zeit hiezu nicht ausgereicht, da man am Nachmittag noch zwei Fabriken: Die „Packard-Motor Car Company" und die „Burroughs Adding Machine Company" besuchen mußte. Der nun folgende Samstag war mehr oder weniger ein Ruhetag, den der Jaßklub „Schlager" nicht etwa zum Jassen, o nein, hiezu fehlte uns in Amerika die Zeit, sondern zu einer Autofahrt durch die Stadt und auf eine benachbarte Insel benutzte.

Die Umgebung von Detroit, mit feinen Anlagen, Boots- und Klubhäusern und Badeanstalten ist schön. Mittelst eines Ferrybootes um billige 5 Cents, erreicht man in sieben Minuten das gegenüber liegende Flußufer, doch befindet man sich bereits auf kanadischem Boden.

Nachts um 9 Uhr wurde zum Abmarsch geblasen; bei heftigem Gewitter wurden wir in Pullmannwagen verpackt. Am Sonntag früh erreichten wir bei unfreundlichem Regenwetter Chicago. Trotz der frühen Morgenstunde hatte es sich die dortige Schweizerkolonie nicht nehmen lassen, uns mit einer großen Anzahl Automobilen

am Bahnhof abzuholen und, mit Schweizerfähnchen beflaggt, nach dem Hotel La Salle zu führen. Mein freundlicher Begleiter, ein Herr Seiler, wohnt zwei Stunden außerhalb Chicago, trotzdem hat der edle Landsmann an diesem Tag aufs „Sunntigmörgala" verzichtet; er war mit seinem Auto einer der ersten am Bahnhof.

Chicago, die zweitgrößte Stadt der Union, sah an diesem regnerischen Morgen recht unvorteilhaft aus, soweit wir dies vom Bahnhof bis zum Hotel beurteilen konnten, dagegen hat uns eine Fahrt am Nachmittag bei besserem Wetter gezeigt, daß die Umgebung von Chicago, besonders dem Michigan-See entlang, reizend ist. Auf dieser Fahrt zeigte uns Herr Seiler, noch zu Chicago gehörend, einige elegante Miets- oder sog. Tenementshäuser mit fünf bis sechs Stockwerken von je acht bis zehn Zimmern per Etage, die deshalb nur von reichen Leuten bewohnt werden können, weil die monatlichen Mietzinse zwischen 1500 bis 2000 Dollars variieren. Das wäre nun an sich nichts besonderes, aber interessant ist es, daß man mit dem Auto neben der Haustüre ebenfalls ins Haus hineinfahren kann, direkt auf einen Lift, der dann die betreffenden Bewohner samt dem Auto in einen beliebigen Stock des Hauses hinaufbringt, mit anderen Worten: Es kann ein Bewohner oben im fünften Stock neben seinem Schlafzimmer direkt ins Auto einsteigen, den Lift hinunter rutschen und weiter kutschieren. Bei dieser Bequemlichkeit wundert es einen nicht, daß in Chicago auf sieben Einwohner ein Automobil kommt. Von der prächtigen Autotour, von der Stadt Chicago, seinen schönen Parkanlagen und herrlichen Vorstädten ließe sich gar nicht viel erzählen, doch die Reise ist noch nicht beendigt, drum will ich mich kurz fassen und diese Beschreibungen anderen Kollegen überlassen.

Am zweiten Tag unseres Chicagoers-Aufenthaltes, Montag den 22. September, hieß es, wie gewohnt, ziemlich früh aus den Federn, da man schon um 8 Uhr mit der Hochbahn zu den weltgrößten Schlachthöfen fahren sollte. Die Weltfirma, der unser erster Besuch galt, „Armour", beschäftigt in Chicago allein über 10,000 Arbeiter, auf allen Plätzen der Vereinigten Staaten, an dreißig

Orten aber über 70—80,000 Mann; dementsprechend ist auch die Hinrichtung oder das Abmorxen der Tiere: So werden im Hauptgeschäft in Chicago stündlich 1000 Schafe, 1200 Schweine und 300 Ochsen getötet; im Monat September kamen nur in Chicago bei Armour 22,000 Ochsen, 23,000 Schweine und 41,000 Schafe auf die Schlachtbank oder besser unter das Messer und zwar dauert es nur 1½ Stunden von dem Moment, wo das Tier den Todesstoß erhält, bis es fix und fertig zum Versand aus dieser Schlachtfabrik kommt. Die scheußlichste Arbeit, das Abstechen der zum Tode verurteilten Tiere wird von gefühllosen, herkulischen Negern besorgt. So interessant die Vorgänge in diesen unheimlichen Schlachthöfen sind, so waren wir doch alle froh, als von Seiten des Herrn Armour die Einladung an uns erging, in einem ziemlich entfernten Gebäude den Lunch einzunehmen.

In den nächsten beiden Tagen wurden in Chicago, auch in unmittelbarer Umgebung noch verschiedene Etablissements besucht, so die Western Machinery C. u. a. m., doch waren es meist nur wenige, welche diese Fabriken mit ihrem Besuche beehrten, einmal waren eine Anzahl nach Texas, Missouri, sogar nach Kalifornien weiter gereist, andere hatten auch hier verschiedene Bekannte zu besuchen, wodurch manche Stunden verloren gingen, dann war in der Stadt Chicago selber mit ihren grandiosen Warenhäusern, wie z. B. Marshall-Field so unendlich viel zu sehen, daß man das Auswärtsgehen zu industriellen Geschäften den Technikern und Fachleuten überließ.

Der 24. September, der vierte Tag unserer Anwesenheit in Chicago war ein eigentlicher Festtag par excellance: Am Mittag folgten wir einer Einladung der „Chicagoer-Handelskammer", allwo der bekannte Schriftsteller Frédéric W. Wile einen Vortrag hielt, betitelt: John Bull and Uncle Sam. Der freie, etwas allzu stark politisch gefärbte Vortrag dauerte etwas über eine Stunde, dann folgte dieser geistigen Nahrung die leibliche mit folgendem Menu: One half broiled Spring Chiken und als Dessert Neapolitan Ice Cream, dieser zweite Teil war selbst für alle die, welche dem englischen Vortrag gut folgen konnten, der genußreichere.

Wunderschön war alsdann am Abend der „Empfang der Schweizer Delegation durch die Schweizer-Kolonie." Es kam da zuerst folgendes Programm zur Abwicklung:

1. Das Rütli. Symphonische Skizze. Komponiert und auf der Orgel vorgetragen vom Komponisten Dr. E. Bertschinger.

2. Willkommensgruß von A. Hunkeler, Präsident der Vereinigten Schweizer Vereine.

3. Eidgenossen, Gott zum Gruß, gesungen vom Schweiz. Liederkranz.

4. O, mein Heimatland, gesungen von Frl. Elsa Holinger. Dramatic Soprano.

5. Pyramiden, gestellt vom Helvetia Turnverein. Leitung E. Fricker.

6. Vaterland, wie lieb ich dich. Schweiz. Liederkranz.

7. Hands across the Sea. Orgelvortrag von Dr. Bertschinger.

Bei dem wundervollen Vortrag Nr. 4 „O, mein Heimatland", das von Fräulein Holinger herrlich, mit Gefühl gesungen wurde, sah ich viele dort ansässige Landeskinder, die ihren Tränen freien Lauf ließen. Ein altes Mütterlein neben mir meinte: „Es ist ja schön, daß Ihr gekommen seid, aber es wird dadurch wieder manche Wunde, die bereits am vernarben war, frisch aufgerissen."

Ein urgemütliches Bankett folgte diesem Konzert und hielt die Teilnehmer bis um drei Uhr morgens zusammen, sodaß es manchem schwer wurde, am andern Morgen um sieben Uhr die Weiterreise nach Monroe und New Glarus anzutreten, aber keiner hat es in der Folge bereut, diesen herrlichen Abstecher mitgemacht zu haben. Nach Jahren wird sich jeder gerne wieder der schönen Tage von Green County, im Staate Wisconsin erinnern, sie gehören zu den schönsten der ganzen Amerika-Reise. Keine Wolkenkratzer, keine mächtigen Fabrikareale und keine ohrenbetäubende Schlachthöfe waren da zu finden, aber es gab etwas, was uns sogar in unserer hochkultivierten Schweiz oft fehlt: Männer fanden wir da, urchige, einfache, aufrechte Bauern, die mit einer Liebe und Hochachtung von ihrer alten Heimat sprechen, wie man es hier selten hört, dabei waren viele unter ihnen, die Europa

noch nie gesehen hatten und unser Land nur vom Hörensagen ihrer Eltern her kennen, dennoch lieben sie alle das z. T. unbekannte Land und sprechen ein gutes Schwyzerdütsch, wen auch mitunter mit englischen Brocken vermischt.

Eine vierstündige Eisenbahnfahrt brachte uns nach dem etwa 200 Kilometer nordwestlich von Chicago entfernten Monroe, einem idyllischen Landstädtchen, in der Größe von Frauenfeld. Herr Marty aus Chicago, der verschiedene große Käsereien hier oben besitzt, hatte unser Kommen avisiert. Ueber ein Dutzend flotte Automobile standen am Bahnhof bereit, um die Ankömmlinge (wir waren etwa 50 Mann) in Empfang zu nehmen und ins nahe Städtchen zu führen, wo uns ein einfacher, guter Lunch erwartete. Im einzigen dortigen besseren Hotel konnten nicht alle Gäste untergebracht werden, aber es war bereits dafür gesorgt, daß jeder in unmittelbarer Nähe ein gutes Zimmer bekam und zwar zu dem erstaunlichen billigen Preis von einem Dollar für Zimmer und sehr gutes Frühstück. Wahrlich keine Fremdenausbeuterei! Alle Schweizerfarmer in der nächsten Umgebung von Monroe stellten ihre Wagen, meist schöne offene Automobile auch für den ganzen Nachmittag zur Verfügung. Himmel! war das ein Vergnügen, an diesem wundervollen, warmen Sommertag im offenen Auto hinaus zu fahren in Gottes freie Natur, nachdem man seit bald zwei Wochen immer nur von einer Fabrik zur anderen gewandert war. Dabei ging es nicht etwa auf schönen Landstraßen und gebahnten Wegen, o nein, unsere Wagenführer schlugen nach der Farm „Gemperli" den nächsten Weg ein und der führte ganz gradaus über Stock und Stein. Herr Gemperli ist ein 75 Jahre alter Mann, der sich vor 57 Jahren hier niedergelassen hat. Er bearbeitet seine nahezu 200 Jucharten große Farm (eigentlich 200 Acker, die jedoch so ziemlich derselben Anzahl von Jucharten entsprechen) mit einem Sohn und nur zeitweise im Sommer einem Knecht ganz allein. Allerdings muß gesagt werden, daß der Viehstand, ungefähr 100 Kühe und Rinder den ganzen Sommer auf der Weide bleiben, nur zum Melken in den Stall hineingetrieben werden, der auf allen Farmen, die wir sahen, stubenrein gehalten ist. Ein ordentlicher Knecht

verdient wöchentlich 20—25 Dollars, nebst freier Beköstigung, seine Arbeitszeit dauert von morgens fünf Uhr bis abends 8 Uhr im Sommer, im Winter von 6 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, „aber im Sommer schaffen wir wie der Teufel", meinte Gemperli lachend. Sofort aufgefallen sind mir und meinen Mitreisenden fast an jeder Scheune angebaute Türme aus Backsteinen, die eine Höhe von acht bis zehn Meter haben und etwa drei Meter im Durchschnitt aufweisen. Der Abschluß des Turmes bildet ein rundes Dach mit einem Eingang, der vollständig luftdicht abgeschlossen werden kann. Alle größeren Farmer im Staate Wisconsin, besonders im Süden haben neben bedeutendem Wieswachs sehr große Maisfelder für die winterliche Viehfütterung. Bevor die Frucht völlig ausgereift ist, also noch in etwas grünem Zustand, wird sie mittelst Maschinen geschnitten; eine weitere Vorrichtung an dieser Mähmaschine dient dazu, die abgeschnittenen Maisstengel mitsamt den daran befindlichen Kolben in Bündel zusammen zu heften. So kommen diese grünen Garben in eine Schneidemaschine, die direkt vor dem Turme aufgestellt ist und eine Luftvorrichtung hat, wodurch die zerschnittenen Stengel samt der Frucht durch ein Rohr mittelst elektrischer Kraft auf den Turm hinauf und durch die Oeffnung in denselben hineingeblasen werden. Im Behälter drinnen wird dieses sog. Kurzfutter von einem Mann fest zusammengestampft, im Winter dient dann dieses Grünfutter dem Vieh zur Nahrung. Es soll für die Milcherzeugung nichts besseres geben, zudem vom Vieh mit Vorliebe gefressen werden. Zu unterst im Turme sammelt sich mit der Zeit eine scharfe Flüssigkeit an, die viel Alkohol enthalten soll. Man berichtet, daß eine ganze Anzahl schlaue Farmer seit der amerikan. Trockenheit diesen Saft im Geheimen zu Schnaps brennen.

Aehnliche Einrichtungen, wie bei Gemperli, sahen wir auf der Farm Tschudi, dann ging es weiter mit unseren prächtigen Autos in gerader Linie ohne Straßen über Aecker, Wiesen und Hügel zur Käserei von Herrn Marti, wo jeder seine Flasche herrliches Bier ohne Glas leerte und dazu ein mächtiges Stück Käse mit Brod verschlang, ein Schmaus, so köstlich, wie man ihn nur in der Jugend

kannte. Auch von der Wohnung eines solchen Farmhauses durften wir Einsicht nehmen. Wie staunten wir, als wir in dem Holzhause drinnen eigentlich elegante Räume, fast alle mit Teppichen belegt, große, sehr saubere Küche, hübsche Schlafzimmer mit Kalt- und Warmwassereinrichtung, sowie geräumigem Badezimmer erblickten. Das Innere unserer Bauernhäuser bietet bei weitem nicht den Komfort wie bei den amerikanischen.

Im Hotel Lüdlow wurde uns diesen Abend ein einfaches, gutes Nachtessen serviert, wobei das halbe Dutzend Saaltöchter in schneidiger Bernertracht erschien, wenn gleich von ihren Trägerinnen noch keine Europa gesehen hatte. Wie hoch unser Besuch von den dortigen Gastfreunden eingeschätzt wurde, dafür folgender Beweis: Trotz behördlichem Verbot wurde am Bankett ausgezeichneter, weißer Kalifornierwein in weißen Kaffeetassen serviert. Der Präsident meinte, die Monroer hätten es nicht über sich gebracht, ihre lieben Gäste die „Trockenheit" des Landes fühlen zu lassen. Die lustige Sitte, die mir schon vor dreißig Jahren in Kalifornien unter Schweizern, die ihre Muttersprache sprechen, aufgefallen war, habe ich auch hier wieder bemerkt, nämlich das, daß sich alles d u t z t. (Geschichtlein von Dr. W.)

Nach dem Nachtessen fand die offizielle, herzliche Begrüßung in einer fünf Minuten entfernten Halle statt, wohin wir wieder mit den Autos geführt wurden, und wo zu unserem Willkomm ein Konzert veranstaltet wurde; daran nahmen wohl gegen 550 Personen teil. Eröffnet wurde die Feier mit dem Schweizerpsalm; das Lied wurde von dem Monroe-Schweizermännerchor herrlich gesungen. Die Großzahl der Mitglieder dieses Vereins hat die Schweiz noch nie gesehen, trotzdem müssen sie es lieb haben, dieses ferne Land, sonst könnten sie nicht diese Begeisterung in die Heimatklänge legen und unseren Dialekt so getreu wiedergeben; oder tun sie es ihren betagten Eltern zu lieb, die sich der Heimat nur zu gut erinnern und oben auf der Gallerie in sich gekehrt, heimlich manche Träne abwischen? Ihnen allen ist es gut gegangen im wilden Westen, sie haben sich hier dank ihrem Fleiß und unermüdlichen Ausdauer, ein freies, sorgenloses Alter ver-

schaffen können, dennoch denken sie noch oft und mit Wehmut zurück zur Stätte ihrer Jugend. Diese Ueberzeugung haben wir überall erhalten, wo immer wir mit älteren Eingewanderten zusammentrafen. Bestärkt in obigem, wurden wir beim Anhören einiger kerniger, von heißer Vaterlandsliebe durchdrungenen Reden, wie man sie schöner und inniger bei uns in der Schweiz wohl kaum hört. Noch vieles ließe sich über den schönen Abend erzählen, aber gegen 1 Uhr verduftete ich, während ein Großteil bis gegen 3 Uhr das Tanzbein schwang, ohne von der Polizei, die hier wenig Arbeit findet, belästigt zu werden. Alle waren wir am andern Morgen darin einig, hier im fernen Westen einen herrlichen Abend verlebt zu haben. Doppelt gespannt, fuhren wir nun 'gen New Glarus, nachdem uns die lieben Monroer mit ihren Fuhrwerken abermals zurück zum Bahnhof brachten. Herr Marti, unser ständiger Begleiter, ließ uns in Monticello, einer Station vor New Glarus, aussteigen. Dorten fanden wir wieder genügend Autos vor zur Wegschaffung aller, bei keinem fehlte das Schweizerfähnchen. Man sagte uns, daß es schade wäre, die noch fünf Meilen betragende Strecke bis zu unserem Bestimmungsort zurückzulegen, den wahren Grund haben wir erst später gemerkt. Mein Begleiter und Selbstlenker des Autos, ein Herr Dr. Hösli, Arzt, ca 45 Jahre alt, der die Schweiz noch nie gesehen hatte, aber trotzdem ein unverfälschtes Schweizerdeutsch sprach, meinte: „Wia g'falters bi üs und wia lang blibst do?" „I danktr, es gfalt mer usgezeichnet und i möcht am liabsta ganz dobliba!" Mit dieser Antwort du per du hatte ich das Herz des bideren Schweizer-Amerikaners gewonnen und er vertraute mir nun, daß man uns nur deshalb in Montecello abgeholt habe, weil man uns in seinem Heimatstädtchen überraschen wolle.

Nachdem wir noch der Farm des alten, urfröhlichen „Vögeli" einen Besuch abgestattet hatten, fuhren wir einen Hügel hinauf und überblickten von dort aus eine reizende kleine Talschaft, mit New Glarus in der Mitte. Vom Städtchen aus hatte man uns ebenfalls bemerkt, sofort wurden alle Glocken der reizenden neuen Kirche geläutet und die Sirenen der Milchsiederei, der

einzigen dortigen Fabrik ertönten bis hinauf zu unserer Höhe. Wie wir hinunter kamen ins Städtchen, standen fast vor jedem Hause Frauen und Kinder, die uns zuwinkten, in der einen Hand eine Schweizer- und in der anderen eine amerikanische Flagge; herrlich war dieser Willkommensgruß! Von Stein hätte man sein müssen, wenn einen dieser Empfang nicht zu Tränen gerührt hätte. Wohl eine halbe Stunde dauerte dieser Triumphzug, der sein Ende fand vor dem Denkmal, das anläßlich der fünfzigjährigen Gründungsfeier von New Glarus vor zwölf Jahren errichtet wurde. Nach einer kurzen Begrüßungsansprache und einer Dankerwiderung durch den Leiter der Gesellschaft, betrat man das schöne, neue Gotteshaus, allwo ein Mitglied unserer Mission auf der Orgel unsere Schweizerhymne vortrug, die stehend, mit inniger Andacht angehört wurde. In der reizend geschmückten Turnhalle fand das Bankett statt, das ungefähr 100 Gedecke aufwies. Da mein Kragen etwas verschwitzt war, ließ ich mir einen Platz am Ende der Tafel reservieren und frug dann einen vor der Halle stehenden Neger auf englisch natürlich, ob er mir einen Chemiserieladen zeigen könne? „Gang nu ums Egg uma zweit Huslinggs" war seine prompte Antwort. Ganz baff, frug ich ihn nun, wieso er so flott schweizerdeutsch sprechen könne, da sagte er lachend, die Sache sei recht einfach: Seine Eltern, natürlich auch Schwarze, seien vor 40 Jahren hieher gekommen, seit dieser Zeit bei einem Schweizerfarmer angestellt. Da man hier fast ausschließlich schweizerdeutsch spreche und sein Meister wenig englisch verstehe, habe er eben seine Sprache lernen müssen, genau wie seine Eltern. — Als ich den Bankettsaal betrat, saß alles ruhig an der Tafel, an der mir sofort einige aufgetürmte Platten mit herrlich duftenden „Fastnacht-Küchli" auffielen; ich konnte nicht anders als meiner Freude und Ueberraschung angesichts meines Leibgerichtes so Ausdruck zu geben: „Dunder Wetter, do lacht eim's Herz im Lib bi dem schöne Ablick!" Als mir zugewunken wurde, doch ruhig zu sein, bemerkte ich, der etwas Schwerhörige, erst meinen Lapsus: Oben an der Tafel sprach nämlich Herr Pfarrer Jenny gerade das Tischgebet, während meine

sündhaften Gedanken sich ganz auf die „Chüechli" konzentriert hatten. Eine mächtige Lachsalve zeigte mir nach dem Tischgebet, daß mein profaner Ausruf von niemandem verübelt wurde. Nach dem gemütlichen Essen, das mit flotten Reden und einigen Liedervorträgen verschönert wurde, mußte bald zum Aufbruch gerüstet werden, da man am gleichen Tage nach Chicago zurück mußte. Kurz vor Abgang des Zuges wurde angefragt, ob bei der Mission ein Thurgauer sei? Ich meldete mich; da trat ein junger Mann auf mich zu und sagte, er sei extra zwei Stunden weit hergekommen, um jemanden aus seiner Heimat zu sehen, da er gehört habe, daß die Swiß Mission heute hieher käme. Nach Fragen und Gegenfragen stellte es sich heraus, daß mein engerer Landsmann, ein Josef Hasler aus Fischingen gebürtig, vor mehreren Jahren aus der Schweiz ausgewandert und seither bei einem Robert Wild, einem Farmer in Monticello arbeitete. Es gefalle ihm hier in Amerika nicht, das Heimweh töte ihn fast; er bleibe noch bis zum Frühjahr, bis zu welchem Zeitpunkt er seine 15,000 Franken auf der Seite habe und dann gehe er zu seinem alten Meister nach Eschlikon zurück. Auf meine Frage, wie sein früherer Meister in der Schweiz heiße, nannte er meinen Bruder Mathias und war nun doppelt entzückt, ein Glied dieser Familie in Amerika zu sehen. Daß ich seine Grüße nicht vergessen habe, darf man mir ruhig glauben. Solche merkwürdige Zufälligkeiten sind nicht mir allein, sondern auch anderen Mitgliedern der Mission begegnet.

Hochbefriedigt haben wir dieses Green-County im Staate Wiskonsin verlassen. Jeder späteren Studien-Mission möchte ich dringend empfehlen, bei einem Besuche in Amerika unsere lieben Landsleute auf dem Lande aufzusuchen. Aechte, wahre Heimatsliebe, eine ungestillte Sehnsucht nach der alten Heimat, die man sich in der Fremde noch viel idealer vorstellt, als sie vielleicht ist, lernt man nirgends besser kennen als auf einsamen Farmen, fern vom Getriebe der Welt.

Zum letztenmal benutzten wir unser Zimmer diesen Abend im Hotel La Salle in Chicago. Der größere Teil der Gesellschaft verließ diese Stadt am Samstag-

abend mit dem Nachtzug, um via Cincinnati (Dayton), Pittsburg und Washington nach New York zurückzukehren, während ich mit demselben Nachtzug in Begleitung von vier Kameraden direkt nach Osten bis New York reiste, woselbst wir am Sonntagabend um 7 Uhr anlangten. Diese 1500 Kilometer lange Strecke wird also heute in 24 Stunden bequem abgefahren (mit dem täglich verkehrenden Luftschiff sogar in 8 Stunden), während ich vor 30 Jahren hiezu über zwei Tage benötigte. Alle diejenigen, welche die südliche Route eingeschlagen hatten, sprachen sich hochbefriedigt aus über die ihnen zu Teil gewordenen Empfänge; eine ganz besonders herzliche Aufnahme fanden sie in Dayton bei der National Cash Registered Co.

Unterdessen hatte ich in New York manches zu besorgen und noch eine Anzahl Besuche zu machen; am Freitagnacht fuhr ich nach Washington und traf dorten am Samstag mit der Mission wieder zusammen.

Zum Unterschied von allen großen Städten der „Union", sucht man in dieser Hauptstadt der Vereinigten Staaten vergebens nach Wolkenkratzern oder Fabriken; die schönen breiten Straßen mit schattigen Alleen zu beiden Seiten der Trottoirs entlang, passen ausgezeichnet zu den vornehmen Häusern, die man nirgends so zahlreich antrifft wie hier; auch die stundenlangen, fein gepflegten Parkanlagen vervollständigen die Schönheit dieser Stadt; schade, daß das Klima hier viel zu wünschen übrig läßt. Im Sommer soll es furchtbar heiß, im Winter sehr kalt sein und fast das ganze Jahr eine feuchte, widrige Luft, die speziell auf die Lungen einen sehr schlechten Einfluß hat.

Einer außerordentlich liebenswürdigen Einladung von Seiten des Herrn Minister Dr. Sulzer, haben alle Anwesenden in Washington Folge gegeben und in der von ihm bewohnten Villa einen schönen Abend verlebt. Früh am folgenden Tag fuhren wir 'gen Philadelphia, kamen am Mittag daselbst an und blieben bis um 7 Uhr abends. Diese, wegen ihrer Frömmigkeit berüchtigte Stadt, hat mir ebenso wenig gefallen wie vor 30 Jahren. An Werktagen mag mehr Leben und Betrieb sein, aber am

Sonntag ist es dort wirklich öde und langweilig; ich war froh, daß ich mit einem lieben Schulfreund, der mit seiner Familie seit 20 Jahren in dieser Stadt wohnt, eine Automobilfahrt außerhalb der Stadt machen durfte.

Im Hotel Mac Alpin in New York fanden wir diesen Sonntagabend verschiedene Herren der Mission, die gleich mir entweder schon früher vom Westen zurückgekehrt waren, oder in New York geschäftlich bleiben mußten. Für die nun folgenden drei Tage wurde kein spezielles Programm mehr aufgestellt, es hätte dies auch wenig Sinn gehabt, da die letzten paar Tage von den meisten zu Einkäufen und Besuchen verwendet wurden. Noch erübrigt mir, zu erwähnen, daß am Dienstag den 7. Oktober ein Familienabend, zugleich Abschiedsfeier, veranstaltet von den Schweizer-Vereinen von Groß-New York und New Jersey, abgehalten wurde. 30 Vereine hatten sich daran beteiligt, nämlich, von New York: 1. Nordamerikanischer Schweizerbund; 2. Union Helvetia; 3. Schweizer-Verein New York; 4. Swiß General Mutual Society of New York; 5. Schweizerbund New York; 6. Schweizer Frauenbund New York; 7. Schweizer-Männerchor; 8. Jura-Männerchor; 9. Damenchor Helvetia; 10. Bäre-Club New York; 11. Schweizer-Schützengesellschaft New York; 12. Schweizer-Turnverein New York; 13. Schweizer Turn-Schwestern.

Brooklyn: 14. Schweizer-Verein Brooklyn; 15. Schweizer-Frauenverein; 16. Wilhelm Tell-Männerchor; 17. Schweizer-Damenchor; 18. Schweizer-Damenchor I; 19. Schweizer-Club East New York; 20. Schweizer-Turnverein Brooklyn; 21. Einsiedler-Verein.

New Jersey: 22. Helvetia Grütli-Verein Hudson Co.; 23. Schweizer-Unterstützungsgesellschaft; 24. Schweizer-Frauenbund Hudson Co; 26. Schweizer-Alpensänger-Club Newark; 27. Appenzeller - Landsgemeinde-Verein; 28. Schweizer-Musikgesellschaft; 29. Schweizer-Schützengesellschaft Hudson Co; 30. Schweizer-Turnverein Hudson Co.

Diese Feier bildete den würdigsten Abschluß zu unserem Amerika-Besuch. Zwar rechnen sich die Mitglieder

dieser Vereine nicht zu den oberen Zehntausend, dennoch war diese Schlußfeier nicht minder erhaben, als die vom höher stehenden Swiß Club veranstaltete Empfangsfeierlichkeit.

Die Heimreise ging glatt vonstatten; ich möchte hierüber nichts weiter beifügen, doch kann ich der Versuchung nicht widerstehen, meine umfassende Meinung über den Amerikaner selber, wie er sich im Leben zeigt, hier wiederzugeben. Als ich diesmal nach New York kam, war ich überrascht von dem Eindruck, den ich hatte. Gewaltiger war die Monstruosität der Wolkenkratzer und Fabriken geworden, und ich fand gerade im industriellen Leben den wahren monumentalen Ausdruck modernen Wirkens und Auffassens der Welt. Alles zeigt hier, wie sieghaft und kräftig der Mensch sein Arbeitsproblem aufgestellt hat, wie er dem ungezählten Zufall entgegenarbeitend sich im „Neuland" ein Leben der „Menschen untereinander" gebildet hat. Hier hat der Mensch — Uebermenschliches — geleistet, Dinge, die an Großartigkeit zu vergleichen sind mit einer gothischen Kathedrale. Diese ungeheure und unerhörte Arbeit hat der „Pionier", der von Europa hieher kam, geleistet. Er kam herüber, und hatte gerade mit und für sein Leben zu kämpfen; — hier nun steht sein Werk: Arbeitsfirme, weit greifende Brücken, meilenweite Untergrundbahnnetze, hochstelzige Elevators, riesige Wasserreservoirs, gewaltige Docks und Speicher und seit dem letzten Krieg eine große Armee Business, nichts als business läuft, zirkuliert im eigenen, unendlich weiten Land, ein Land, allein so groß, wie Europa selber, reich, mit allem Material vom hohen Norden und den südlichen Tropen, dessen Zentren New York und Chicago sind. Dies alles hat das gewaltige Pioniergeschlecht geschaffen, diese Menschen haben für nichts anderes mehr Zeit gehabt, als gerade für ihre äußere Arbeit. Gewiß kamen alle diese ersten Ansiedler von Europa und jeder hatte die Tradition seines Landes in sich, die ihn trotz allem „nach außen arbeiten", nicht ganz verließ. Die Nachkommen dieser Männer aber bildeten erst den wahren Amerikaner, den Neu-Amerikaner; dieser war abgetrennt von Europa, stack

im Geschäft drinn, und arbeitete auf dem, vom Vater materiell Erworbenen weiter. Er und seine Nachkommen waren -- Busineßmänner par excellence, sie trieben fieberhaft weiter und ihr Ideal war nicht bloß Lebenserhaltung und Kampf mit der Materie, sondern es war natürlicherweise Reichtum. Die ärgsten Schwierigkeiten waren überwunden; man baute nach außen weiter, — Was aber nicht zur Entfaltung und Entwidlung kommen konnte, das war das Innenleben, das war die Kunst.

Der Amerikaner der letzten zwanzig Jahre treibt nicht mehr die Busineß, er wird getrieben; er ist Sklave seiner Arbeit geworden. Er braucht am Abend Ablenkung, Amusement, Kinematograph, aufregendes oder sentimentales Theater, vielleicht auch Kunst, in die er sich nie hineinlebt, sie wird ihm Erholung, Schmuck des Lebens, angenehme Zutat. Der reiche Amerikaner wird Kollektionär von Antiquitäten (wie ein Briefmarkensammler); die Kunst wird ein Privileg der Reichen, die doch damit nichts anfangen können. Dabei kommen immer neue Ideen herüber von Europa, wo geistig gearbeitet wird, und diese Ideen werden in Amerika nicht verstanden, falsch kopiert. Es besteht ein trauriger Simonismus in der Literatur, wo alles dem Kapital unterliegt; da herrscht noch wenig von freien Gedanken in allen Richtungen geistigen Lebens. Mir scheint, nicht Amerika sei das Land des freien Gedankens; man denkt, was die Kapitalisten wollen und schweigt dazu. Wenig hat denn auch gefehlt, so hätte das Kapital den Krieg mit Mexiko zu Stande gebracht. Es sieht von Außen alles „glatt" und „frei" aus, und doch sind wir in Europa in mancher Hinsicht freier. Ich glaube, das wahre Amerika, speziell was Kunst und Literatur anbetrifft, liegt in der Zukunft; es tun sich schon genug Stimmen hervor, die den Mut haben, die Wahrheit zu reden; aber das Bewußtsein eines ganzen Volkes schläft noch.

Ich betrachte es als ein Glück, daß ein Großteil der Amerika-Reisenden die Ueberzeugung mit nach Hause brachte, es sei auch „Drüben" noch manches unvollkommen und verbesserungsfähig; aber wer mit klarem Ver-

stand und offenen Augen die ganze Wanderung zu Ende führte, der hat in verhältnismäßig kurzer Zeit viel gesehen und gelernt, viel mehr, als er beim Antritt der Reise zu hoffen wagte. Niemals hätte man als „Alleinreisender" einen solchen Einblick in die großartigen Einrichtungen und das wundervolle Getriebe der dortigen Fabriken und mächtigen Etablissemente bekommen.

Zuletzt hat diese Reise manchem, vielleicht in reiferem Alter stehenden Manne etwas die Augen geöffnet indem er sich sagen mußte: „Bisher bin ich fast achtlos an dem Schönsten und Herrlichsten, was die Natur zu bieten vermag, vorbeigegangen, weil es für mich etwas alltägliches, selbstverständliches war. Heute nun weiß ich, daß uns die liebe Schweiz, was Naturschönheit anbetrifft, das Höchste bietet. Wohl fehlt uns das Meer, das große und weite, aber dafür haben wir auf diesem kleinen Erdenfleck eine Naturpracht sondergleichen: Diese lieblichen Seen, die schönen, saftigen Wiesen und duftenden Tannenwälder, die prächtigen Täler, Hügel und Berge, wirklich eine Pracht, wie du sie in Amerika oder anderswo vergebens suchst. Auch unsere Einrichtungen, Regierungen und Gebräuche sind immer noch besser als anderswo und dankbar verneigen wir uns vor der Schöpfung, die uns mit einem so lieblichen, teuren Heim bedacht hat.

UNIVERSITY OF ILLINOIS – URBANA
N301120892202524